



Glaube im Gespräch – auch im Primarbereich – Was glaubst denn du?

Positionalität im Religionsunterricht an öffentlichen Schulen in Berlin

Claudia Bütow, Religionslehrerin an einer Berliner Grundschule und Fachleiterin RU Religionspädagogik im Erzbischöflichen Ordinariat Berlin

Der evangelische und katholische Religionsunterricht an öffentlichen Schulen in Berlin und Brandenburg wird von den beiden Kirchen verantwortet und ist offen für **alle** Schüler*innen, die daran teilnehmen wollen. Das bedeutet schon vom Ansatz her, dass die Zusammensetzungen der Lerngruppen heterogen sind. Die Schüler*innen bringen in der Regel ganz unterschiedliche religiöse Hintergründe mit oder eben auch keine. Und dennoch eint alle, dass sie sich über sehr viele Dinge Gedanken machen, mit denen sie in ihrem Alltag konfrontiert sind:

Warum fällt manchen Menschen alles leicht und manche müssen sich richtig anstrengen? Warum gibt es Krieg? Warum ist alles so voll ungerecht? Warum gibt es so viel Armut auf der Welt? Wie sieht es im Himmel aus? Kommen auch Tiere in den Himmel? Wie kann ich zuversichtlich in meine eigene Zukunft schauen, wo doch die Welt so kaputt ist? Wie kann man glauben, dass es nach dem Tod weitergeht? Warum gibt es so viele Religionen und welche hat recht?

Diesen und ähnlichen Fragen geben wir im Religionsunterricht einen Raum. Auf der gemeinsamen Suche nach Antworten müssen wir manchmal auch aushalten lernen, dass es nicht immer klare, eindeutige Antworten gibt.

Neben dem Grundprinzip der Schüler*innenorientierung ist es ein Ziel des Religionsunterrichts, die eigene religiöse oder nicht-religiöse Position zu reflektieren und die Sprachfähigkeit darüber zu stärken. Darüber hinaus ist es aber auch wichtig, die unterschiedlichen Glaubensüberzeugungen nicht nur kennenzulernen, sondern auch wertzuschätzen und dabei Gemeinsamkeiten und Unterschiede als Lernchance zu begreifen.

Wenn Schüler*innen miteinander ins Gespräch kommen, wenn sie sich auf der einen Seite nicht nur als wahr- und ernstgenommen, sondern auch als gehört erleben, wenn sie ihre Position, ihre Hoffnungen, ihre Zweifel, ihre Fragen, ihre Ängste in Worte fassen dürfen und können, wenn sie auf der anderen Seite lernen,

anderen zuhören, um anschließend in einen Diskurs zu treten, dann erfahren sie sich im besten Fall als Weggefähr*innen, die miteinander auf der Suche sind – dann wachsen sie gemeinsam, trotz unterschiedlicher religiöser Sozialisation.

Ein solcher Diskurs ermöglicht angstfreie Denkräume, weitet den Verstand und das Herz, macht offen für die Argumentationen des anderen, schafft Respekt und Toleranz, baut Brücken auf und Grenzen ab.

Für mich als Lehrkraft ist es wichtig, immer wieder die eigene Rolle zu reflektieren und zu professionalisieren. Es braucht unbedingt eine eigene Positionalität, die transparent gemacht werden darf und sollte. Es braucht eine Haltung, die allen Schüler*innen Raum gibt, die Verbindung schafft zwischen den Schüler*innen untereinander, aber gleichermaßen auch zwischen den Schüler*innen und mir als Lehrkraft. Es braucht eine Haltung, bei der es nicht um Verkündigung der eigenen Glaubensüberzeugung, sondern um Verstehen, Vergleichen, Verknüpfen, Suchen und Entdecken geht. Es braucht nicht zuletzt eine Haltung der Achtsamkeit den verschiedenen Weltanschauungen gegenüber.

Zudem muss ich als Lehrkraft ein Unterrichtsklima schaffen, das Schüler*innen ermöglicht, offen, vielleicht auch noch unbeholfen, aber frei von Scham und Angst über ihren Glauben, über das, was sie bewegt und unbedingt angeht, zu sprechen. Nur wenn wir in der Lage sind, das zum Thema zu machen, wird das Behandelte über den Unterricht hinaus Wirksamkeit entfalten.

Die aus den unterschiedlichen Religionen überlieferten Texte bieten Gesprächsanlässe. Ihre Sprache, ihr jeweiliger Kontext, ihr Umgang mit den Herausforderungen und Problemen ihrer Zeit eröffnen dabei Horizonte, bieten Räume der Verknüpfung zur Lebenswelt der Schüler*innen, auch jenseits ihrer eigenen religiösen Überzeugungen. Mit diesen Texten muss unbedingt wertschätzend gearbeitet werden. Nicht ein Text steht über dem anderen.

Auch Texte der Philosophie, der Literatur und der Lyrik, sowie jede Art künstlerischen Ausdrucks erweitern den Horizont, indem sie neue Perspektiven eröffnen, Gefühle und Gedanken ansprechen und damit Worte bzw. Bilder für das Unsagbare finden. Sie schlagen Brücken zwischen Glauben, Kultur und Alltag der Kinder und Jugendlichen. Sie regen dazu an, Fragen zu stellen. Sie helfen Antworten zu finden und können den je eigenen Glauben der Schüler*innen bereichern.

Die Positionalität der Lehrkraft – ein roter Faden im Netz komplexer unterrichtlicher Prozesse

In meinem Unterricht erlebe ich häufig, dass Themen wie Gerechtigkeit, Familie, Vertrauen, Neid, Streit, Gewalt und Konfliktlösungen

für Schüler*innen relevant sind. Mit den **Josefsgeschichten**, die sowohl in der jüdisch-christlichen Tradition (Genesis 37 bis 50) wie auch in der muslimischen (Sure 12 *Yusuf*) eine Bedeutung haben, kann man je nach Schwerpunkt all diese Themen behandeln.

In beiden Texten gibt es Berührungspunkte, die eine Identifikation ermöglichen, an denen Schüler*innen ihre eigene Position zum Ausdruck und ins Gespräch bringen können. In beiden Texten gibt es Reibungspunkte, die zur Diskussion anregen. In beiden Texten gibt es vielleicht auch Standpunkte, die Schüler*innen zur Disposition stellen, und in beiden Texten gibt es einen roten Faden, den es zu entdecken gilt.

Meine Positionalität als Lehrkraft zieht sich in Form einer pädagogischen Haltung ebenfalls wie ein roter Faden durch den gesamten Unterrichtsverlauf. Wann sie konkret zum Ausdruck kommt, ist von der jeweiligen Situation abhängig, ist nicht plan- oder vorhersehbar. Als Option schwingt sie immer mit. In der Regel zögere ich das Darlegen meiner eigenen persönlichen Sichtweise aber hinaus und bringe sie transparent, authentisch und altersentsprechend erst dann zur Sprache, wenn Schüler*innen dezidiert danach fragen. Wenige Situationen sind es, in denen ich es selbst für gegeben oder angemessen erachte, meine persönliche Position oder religiöse Überzeugung mit einzubringen. Erfahrungsgemäß fordern Schüler*innen an irgendeiner Stelle des Unterrichts mich als Lehrkraft ohnehin dazu auf, „Farbe zu bekennen“. Sie wollen wissen, wie ich zu einer Sache stehe. Sie wollen wissen, ob und was ich glaube, und sie wollen wissen, was ich als richtig und gut bewerte. Sie nehmen mich dabei weniger als Wissensvermittlerin wahr, sondern eher als einen Menschen mit erkennbaren Werten und Haltungen. Dabei ist es wichtig zu berücksichtigen, dass sich die Schüler*innen im Primarbereich noch stark an der Lehrkraft orientieren und schnell ihre Haltung übernehmen. Ich betone dann immer, dass es ok ist, wenn sie zu anderen Ergebnissen kommen, stelle meine eigene Position also ebenfalls zur Diskussion.

In interreligiösen Lernsituationen muss ich als Lehrkraft meine Positionalität extrem sensibel zum Ausdruck bringen. Es ist hier besonders wichtig, über (religiöse) Inhalte so zu sprechen, dass sich Schüler*innen aus **allen** Glaubensrichtungen repräsentiert und einbezogen fühlen, auch wenn klar ist, dass ich als Lehrkraft aus einem bestimmten religiösen Kontext komme. Ich versuche deutlich zu machen, dass jede Perspektive im Unterricht willkommen ist. Mit diversitätssensibler Sprache, den unterschiedlichsten Geschichten, mit Ritualen und einer respektvollen Gesprächskultur zeige ich auf, dass Vielfalt neue Blickwinkel eröffnet, unser Verständnis vom Glauben und Leben weitet und wir eigene Glaubensvorstellungen bewusster reflektieren können. Ich lade die Schüler*innen ein, Unterschiede nicht als Trennendes zu sehen, sondern als Chance, voneinander zu lernen. Ich hoffe damit einen Raum zu schaffen, der Neugier, Respekt und gemeinsames Wachsen möglich macht.

POSITIONALITÄT ZEIGT SICH IN MEINEM RELIGIONSUNTERRICHT ...

auch dann, wenn ich als Lehrperson keine einfache und eindeutige Position zu Fragen der Schüler*innen habe. Dann heißt Positionalität, Zweifel einzugestehen, Unsicherheiten offen zu lassen oder Veränderungen zuzugeben und somit auch nur eine Person auf dem Weg zu sein – wie die Schüler*innen.

Pia Ariane Müller, Beethoven-Gymnasium Berlin-Lankwitz

Josef – ein Held aus jüdisch-christlicher und muslimischer Tradition? Er berührt, bewegt und fordert heraus – auch mich als Lehrkraft

Viele Schüler*innen können sich mit den sich an Josef rächenden Brüdern gut identifizieren. Wenn sie von der vermeintlichen Bevorzugung Josefs durch den Vater erfahren, bringen sie ganz viele Beispiele aus ihrer eigenen Lebenswirklichkeit.

Ich werde dann z. B. gefragt, warum Eltern immer ein Kind bevorzugen müssen. Viele erleben das in ihren Familien so. Sie bekommen offenbar nicht die Aufmerksamkeit, die sie sich wünschen. Ich erzähle dann von meiner Rolle als Mutter, dass ich mich in meiner Familie redlich darum bemühe, alle meine Kinder gleich zu behandeln, was manchmal schwierig ist, weil Kinder in ihren unterschiedlichen Lebensphasen auch je andere Bedürfnisse haben. Mir ist wichtig, dass sich die Schüler*innen ernst genommen und gehört fühlen. Gleichzeitig bringe ich mit meiner Antwort die Elternperspektive ein und ermutige sie, diese einmal selbst einzunehmen.

Über die Heftigkeit der Rache der Brüder an Josef wird oft stark diskutiert. Die Schüler*innen bekommen von mir die Aufgabe, mit verteilten Rollen die Situation am Brunnen zu spielen. Josef erhält den Auftrag, seine Brüder dazu zu bringen, ihn wieder frei zu lassen. Diese sollen dann nacheinander auf Josef antworten. Am Ende müssen alle Schüler*innen auf einen Zettel schreiben, ob sie Josef wieder aus dem Brunnen herausholen würden oder nicht, jeweils mit einer Begründung. Im Weiteren sollen sie überlegen, wie sie zehn Tage später über ihre Entscheidung denken werden. Auch Josef wird aufgefordert, seine eigene Situation zu reflektieren und nach Konfliktlösungen zu suchen. Nach dem Vortrag der Ergebnisse und der Auswertung werde ich fast immer aufgefordert, selbst Position zu beziehen. Ich soll ebenfalls sagen, ob ich Josef aus dem Brunnen wieder herausholen würde oder nicht. Meist spiele ich den Ball zunächst zurück und frage, wie sie meine Position einschätzen und wie meine Begründung sein könnte. Ich löse dann auf, nicht ohne darauf hinzuweisen, dass die Entscheidungen der Schüler*innen vorher jeweils nachvollziehbar waren

und ihre Berechtigung haben. Ich möchte unbedingt dem Eindruck entgegenwirken, dass erst die Schüler*innen ihre eigenen Antworten finden und zum Ausdruck bringen dürfen und zum Schluss die Lehrkraft dann sagt, was richtig ist. Meine Position reiht sich ein und darf ebenfalls diskutiert werden.

Manchmal können mich Anfragen von Seiten der Schüler*innen auch verblüffen. So fragte mich vor einigen Jahren ein Schüler der 2. Jahrgangsstufe, was passieren müsste, dass ich den Wunsch hätte, meinen Bruder in einen Brunnen zu werfen. Wie wäre Ihre Antwort ausgefallen? Unabhängig von jeder individuellen Reaktion einer Lehrkraft in dieser oder ähnlichen Situationen: wichtig sind Authentizität und Wahrhaftigkeit. Schüler*innen haben das Recht, Antworten einzufordern. Wir als Lehrkräfte dürfen ihnen gegenüber aber auch eingestehen, dass wir nicht immer zufriedenstellende Antworten geben können, dass wir selbst manchmal unsicher und auf der Suche sind. Wir haben damit die echte Chance, eine vertrauensvolle Lernkultur zu schaffen, in der Fragen und das gemeinsame Suchen nach Lösungen wichtiger sind als schnelle Antworten.

Die weiteren Höhen und Tiefen in Josefs Lebensgeschichte lassen neue, oft überraschende und manchmal auch herausfordernde Fragen direkt an mich aufkommen. Zunächst bedanke ich mich, bevor ich eine Antwort versuche. Manchmal muss ich dann auch erst einmal kurz innehalten und mir ein paar Sekunden Zeit verschaffen. Ob ich selbst wirklich daran glaube, dass Gott in jeder Lebenssituation auch meinen Weg begleitet, werde ich z. B. gefragt. Diese und ähnliche Anfragen an meine Positionalität erlebe ich immer als Geschenk. Es ergeben sich daraus meist spannende, theologisch tiefgehende Dialoge, bei denen Zweifel, Ängste und Unsicherheiten ebenso Platz haben wie Glaubensgewissheiten, Hoffnungen und Zuversicht. Und das gilt für alle im Raum – auch für mich als Lehrkraft. Manchmal sind es auch genau diese persönlichen Momente im Unterricht, die Religionsstunden zu Sternstunden werden lassen.

Es klingelt – hat Spaß gemacht heute – wir haben von Josef gehört und (im gemeinsamen Austausch) etwas über uns gelernt – großartig!